

(Nachdruck verboten.)

24]

Die flucht.

Von R. Bagrynowski.

„Ich kenne welche, für die es mit ein paar Sonetten enden wird!“ antwortete Samuel und verzog den Mund zu einem hämisch-schmerzlichen Lächeln. „Aber die „auswärtigen Mächte“ sind futsch . . . und futsch auch so manche Pläne. Der Doktor wird sich zum „maßvollen“ Opportunisten häuten. Ueberhaupt schwebt der Schrecken einer inneren Revolution über unsern Häuptern. Ich hab' nichts dagegen. Es ist langweilig, daß man sich vor lauter Verzweiflung bis über die Ohren verliehen könnte. Und die Frau ist hübsch, und süß, und interessant, und poetisch, wie Mondenschein, wie der Duft des Jasmins. Gern gäbe ich ein Jahr meines Lebens für ein Zweiglein von dieser Blume hin.“

Niehorstki antwortete nicht; er sah vor sich hin, mit einem Blicke, der nichts von dem gewährte, was ihn umgab, und sein ganzes Leben zog an seiner Seele vorbei.

„Ich . . . träume . . . nicht mehr! . . . Ich bin bei Lebzeiten eine Leiche!“ seufzte er endlich. „Und Woronin geht's eben so.“

So vergingen einige Tage. Pjetroff plauderte wieder mit Glitsberg wie ehemals, aber trotzdem wartete er vergebens auf eine Berichterstattung über die Abendvisiten seines Freundes. Dieser setzte eine geheimnisvolle Miene auf und in seinem ganzen Wesen kam eine gewisse Unabhängigkeit zum Ausdruck. Das beunruhigte Pjetroff dermaßen, daß er es endlich nicht länger ertragen konnte, und eines Abends, als die Versammelten eben fröhlich plaudernd ihren Thee tranken, that sich die Thür plötzlich auf und an der Schwelle erschien die schmächliche, hochgewachsene Gestalt Pjetroffs, die ein nach Bauernart geschorener dichter Haarschopf krönte. Er grüßte und nahm die Brille ab, die ganz beschlagen war. Die Gastgeber erhoben sich und gingen ihm höflich entgegen.

„Endlich, endlich! Willkommen! Bitte, hier ist ein Platz für Sie. Heute sind Sie der Held des Tages!“

„Der Held des Tages“ war etwas verlegen und strich nervös mit der Hand über sein Ziegenbärtchen. Er sah weder Glitsberg noch Samuel an, aber er räusperte sich, als wollte er sagen, er sei bereit, zu protestieren und eigentlich nur um dieses Protestes willen gekommen. Aber sein Protest beschränkte sich auf dies Räuspern, denn Arkanoff hatte ihn auf der Stelle durchschaut, sah seinen Gast mit lachenden Augen an und . . . schwieg. Pjetroff war empört über die forschenden Blicke und hätten seiner Entrüstung vielleicht freien Lauf gelassen, wenn Frau Arkanoff, die dem Genosser beistehen und ihm aus seiner Verlegenheit helfen wollte, nicht bittend zu Samuel gesagt hätte:

„Sie lesen uns jetzt vor, was Sie versprochen haben, nicht wahr?“

„Ich habe nichts versprochen; ich weiß nicht, was Sie meinen.“ wehrte sich dieser.

„Doch, doch! Nur keine Ausflüchte!“ sagte Niehorstki.

„Na, was soll ich machen! Ich habe zwar nichts versprochen, aber wenn Ihr alle behauptet, ich hätte es doch gethan, dann muß ich mich wohl oder übel fügen; leider habe ich keine Zeugen!“ willigte Samuel endlich ein.

Er erhob sich, aber statt zu deklamieren, begann er mit gedämpfter Stimme zu singen:

Von Sevilla bis Granada
Hallt die Nacht von Serenaden,
Klingen Kirren, Lieder laden
Von Sevilla bis Granada.
Wunden bluten, Saiten tönen
Unter dem Altan der Schönen.

Wann, wann kommt der helle, hehre
Tag des Glanzes und der Ehre,
Und es fließt für Freiheitsziele,
Wie bisher für Minnespiele
Blut und Lied dahin.

Wir vergaßen Schmach und Kerker.
Mut ward schwächer. Not ward stärker.
Ach, um unsre Minnespiele!
Ach, um unsre Freiheitsziele!
Alles welt und hin. —

Von Sevilla bis Granada
Ruh'n im Mond Park und Arkaden,
Klingen ruh'n und Serenaden,
Rauschen nur noch der Kastaden
Ewig gleiche Melodien:
Alles welt und hin.

Die wehmütige Melodie war längst verklungen, und noch immer saßen die Verbannten lautlos, regungslos da. Endlich stand Arkanoff auf, ging, den Löwentopf auf die Brust gesenkt, einigemal im Zimmer auf und ab und sagte dann mit einer theatralischen Handbewegung:

„So schlimm steht es nicht! Wir sind noch im stande, unser Leben hinzugeben um die Freiheit.“

Niemand antwortete, aber der Vann war gebrochen und ein jeder fand seinem Nachbar etwas zu sagen. Pjetroff, der seit langem kein Lied gehört und nicht so viele Menschen beisammen gesehen hatte, war am tiefsten bewegt. Er fühlte ein Kitzeln im Halse, seine Augen wurden feucht. Er haßte niemand mehr, nicht einmal „die Räuberbande von Terroristen“. Daher erhob er sich und begann mit dumpfer Stimme:

„Meine Herren, ich bitte ums Wort!“

„Pst! . . . Pjetroff hat's Wort!“

„Meine Herren! Genossen! . . . Vom gemeinsamen Feinde verfolgt, von demselben Mißgeschick gepeinigt — in diesem gottvergessenen Winkel . . . kurz, Menschen, die alle unter den Schrecknissen der Verbannung leiden, und obendrein . . . der Heimat beraubt sind, jeder Gelegenheit zur Entfaltung ihrer Thätigkeit . . . und in eine Welt verstoßen mit der sie nichts gemein haben, in der die elementarsten Bedürfnisse der Seele unbefriedigt bleiben müssen . . . und . . . endlich . . . eh! . . . hm! . . .“

Er hielt verlegen inne, aber gleich darauf fügte er in seinem gewöhnlichen Tone und mit einem herzergreifenden kindlichen Lächeln hinzu:

„Meine Herren! Ich schlage vor, wir arbeiten ein Programm aus, auf welches alle Parteien eingehen können.“

„Bravo, Pjetroff! . . . Hoch! Die Propagandisten!“

Lautes Weifallsklatschen erscholl, am lautesten aber klatschten die Gastgeber. Pjetroffs Züge verfinsterten sich.

„Ich habe nicht scherzen wollen.“

„Nein, und Sie haben recht!“ sagte Eugenie, indem sie freundlich lächelnd auf ihn zutrat. „Ich stimme Ihrem Plane von ganzem Herzen bei. Lange schon schmerzt mich die unbegreifliche und traurige Zwietracht, die unter uns Verbannten herrscht. Unsern Ansichten und Bestrebungen nach sind wir doch alle Brüder . . .“

„Oh ja! aber . . . nur, soweit diese Ansichten ganz allgemein in Betracht kommen.“ fügte Arkanoff hinzu.

Diese Aeußerung rief lebhafteste Bemerkungen wach, die einen Augenblick von Niehorstkis Stimme übertönt wurden:

„Eins ist uns jedenfalls allen gemein, glaube ich. Und zwar ist's die Sehnsucht nach Freiheit.“

„Das stimmt.“ warf Arkanoff hin, „insofern es auch allen Menschen gemein ist, Träume zu haben.“

„Wieso: Träume?“

„Das ist keine Antwort. Auf diese Weise ist's unmöglich, zu irgend einem Resultat zu gelangen!“

„Im Gegenteile, wir müssen vom Allgemeinen ausgehen.“

„Erlauben Sie, ich glaubte, es handle sich um die einfachsten gesellschaftlichen Formen, um allgemein anerkannte Usancen, die selbst einen Verkehr mit Sawiglo Sawiglytsch möglich machen.“ versuchte Tscherewin die andern zu überzeugen.

„Selbst mit der Polizei!“ flüsterte Niehorstki.

„Das hab' ich nicht gesagt.“

„Aber . . . ich thu's!“ kam es flüsternd aus einem Winkel. Tscherewin erröthete.

„Erlauben Sie, wenn wir erst persönlich werden, dann erreichen wir absolut gar nichts! Ihr wollt also, daß ich um dummer Vorurteile willen meine Praxis aufgebe, meine Kranken und das Spital im Stiche lasse?“

„Wir wollen gar nichts. Im Gegenteile: trinken Sie weiter mit dem Zsprawnik und andern Lumpenpaß und spielen Sie nach Herzenslust Karten mit ihnen. Dann verordnen Sie verschiedenen zweifelhaften Kranken Ricinusöl

und andre Mittelchen, sobiel Sie wollen. Die wirklich Kranken würden auch dann zu Ihnen kommen, wenn Sie die Dschurdschnier Gesellschaft mieden. Jedenfalls ist die schiefe Lage, über die Sie so oft klagen müssen, ein vorzügliches Beispiel dafür, was sich durch den — Opportunismus erreichen läßt!" sagte Niehorsti.

"Aber Ihr habt ja keine Ahnung davon, was das für Menschen sind! Sowie ich mit ihnen breche, darf ich keinen Finger mehr rühren. Der Ispravnik steckt jeden Kranken ins Loch, der mich um Rat angeht. Ihr urteilt wie kleine Kinder."

"Wir urteilen wie Menschen, die im Kampfe um ihre Menschenwürde in die Verbannung gegangen sind."

"Eine schöne Würde das: der ganzen Welt den Rücken kehren, die Hände in den Schoß legen und jeden Verkehr mit feinesgleichen aufgeben. . . In der Einsamkeit zum Heiligen werden — das ist kein Kunststück!"

"Ja, was soll man thun, wenn einem nichts andres übrig bleibt?"

Wieder begannen die Wogen des Gespräches hoch zu gehen.

"Erlauben Sie, meine Herren. . ."

"Ich bitte ums Wort!"

"Was soll das heißen! Das hat gar keine Bedeutung! Das ist ein leerer Schall, kein Beweis!"

Umsonst rief Samuel mit dröhnender Stimme:

"Ruhe, meine Herren, Ruhe! Ich schlage vor, wir halten uns an parlamentarische Sitten. Jeder spreche einzeln und der Reihe nach! Ich bitte ums Wort!"

Niemand hörte auf ihn. Jeder redete auf seinen Nachbar ein; im Grunde genommen sprachen aber alle, ohne daß ihnen jemand zuhörte, die Gedanken laut aus, die sich in langen, einsamen Stunden in ihren Köpfen angesammelt hatten. Endlich waren die Redner erschöpft; sie versummten und sahen sich nach ihren Mühen um. Auch diesmal war das Programm, auf das alle Parteien eingehen sollten, nicht zu stande gekommen. Das einzige Resultat der Versammlung war die große Unordnung, die im Zimmer zurückgeblieben war: die dichten Tabakswolken in der Luft, die Streichhölzer und Cigarettenstummel am Boden und die gebrauchten Theegläser auf dem Tische.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Tollhäusler im Zukunftsstaat.

In der Gemeinde-Irrenanstalt von Saarbrücken, die mehr einem friedvollen Gair gleich als einer Stätte des Schredens, wurde seit Jahren ein besonders schwerer Fall behandelt, der aller Kunst und Gewissenhaftigkeit der Aerzte spottete. Es war ein Großindustrieller, der von seinem Vater die ungeheuren Fabriken ererbt hatte, in denen mehr als 50 000 Menschen beschäftigt waren. Der Mann hatte sich niemals um sein Unternehmen gekümmert, führte ein schwelgerisches und so tolles Leben, daß man seit Jahren an seiner vollen Zurechnungsfähigkeit gezweifelt hatte. Er hatte niemals in seinem Leben etwas anderes gelesen als den "Lokal-Anzeiger" und die "Post". Und wenn man von seinem reichlichen Konsum gewisser "Pariser Bitanterien" abließ, so hatte er nur ein einziges Mal eine Broschüre gelesen: Eugen Richters Zukunftsbilder.

Als nun die sozialistische Gesellschaft nach unglücklichen Kämpfen sich durchgesetzt hatte und auch diese industriellen Werke in den Besitz und Betrieb der Gesamtheit übergeführt waren, war es um den letzten Rest des bisherigen Bestandes dieses Mannes geschehen. Obwohl er überreichlich für die Expropriation seines Besitzes entschädigt war, versiel er in Verfolgungswahnsinn furchtbarer Art, wie ihn die Geschichte der Medizin noch nicht beobachtet hatte. Die Erinnerungen an seine Vergangenheit verdrängten sich mit den Zukunftsbildern Eugen Richters und dem, was er von den Einrichtungen der gegenwärtigen sozialistischen Gesellschaft gehört hatte, zu einem so grauenvollen Gemenge, daß selbst die abgehärteten Aerzte diese Phantasien von entsetzlicher Komik nicht ertragen konnten. Der Wahnsinnige hatte den besondern Drang, den Teil des Parks, der für ihn reserviert war, dazu zu benutzen, um gegen die Bäume während mit der Stirn anzurennen. Alle Aufmerksamkeit der Wärter vermochte diese Thätigkeit nicht zu verhindern. Jedesmal wenn sich der Kermis derart eine Weile erworben hatte, dann begann der eigentliche schreckliche Tobsuchtsanfall. Als ob durch die Erschütterung sein Gehirn in wilde wirre Thätigkeit aufgeschreckt wäre, kriechte er ohne Anlaß in jäh gebrochenen und durcheinander geworfenen Buchstaben Geste weichen Papiers voll. Und wenn man ihn fragte, was er denn schrieb, grinsete er mit verzerrter Rut: Eine Anklage gegen den sozialistischen Zukunftsstaat.

Aus den Possen kennt man die Figur des Tolpatsch, der sich an allem stößt, auf alles setzt, über alles stolpert und alles durcheinander bringt. Man denke sich diese Gestalt ins Irrensinnige gesteigert, zum

Gesetzgeber und Staatsgelinder berufen — und man hat eine Vorstellung, wie sich der kranke Großindustrielle die Einrichtung des "Zukunftsstaates" dachte. Aber die Komik einer Gesellschaftsorganisation durch das Rindvieh im Porzellanladen und die wunderbare Karikatur der von ihm einst verschlungenen Zukunftsbilder Eugen Richters ließen sich nicht rein genießen, weil sie eben verdirrt waren durch die grauig verzerrten Erinnerungen an seine Vergangenheit. . .

Der Direktor der Anstalt hat die Aufzeichnungen des Kranken mit Erläuterungen herausgegeben und sie sind von Interesse nicht nur für die psychiatrische Wissenschaft, sondern auch für die Psychologie der kapitalistischen Krankheitsperiode, so daß einiges daraus auch für ein weiteres Publikum mitgeteilt werden mag.

Der Kranke lebte in der Wahnvorstellung, daß er ein paar Jahrzehnte unter Wilden gehaust hätte. Auch während dieser Zeit fühlte er sich fortwährend verfolgt; einmal rettete er sich, in einen Wallen von Leichtenüchern verpackt, in denen Besirante gelegen hatten. Ein ander Mal wurde er am ganzen Körper tätowiert, um den Göttern geschlachtet zu werden. Diese lange weltferne Abwesenheit hatte zur Folge, daß er, der dem deutschen kapitalistischen Staate entstammte, nichts davon erfahren hatte, daß inzwischen in Amerika die sozialistische Republik entstanden war. In seinen Fieberphantasien wählte er sich nun in die sozialistische Gesellschaft verschlagen und seine überkommenen Wahnvorstellungen von diesem "Zukunftsstaat", von dem er ja nichts gesehen hatte wie den Babilon für unruhige Kranke, schildert er nun in grotesk-schauerlichem Abertwiz.

Als der Kranke noch Großindustrieller war, hatte er einen langwierigen Prozeß geführt, um die Ausführung von Kanalisationsanlagen zu hintertreiben. Als erste und hervorragende Gestalt des sozialistischen Staates begegnete ihm deshalb der "Latrinereiniger". Dieser unglückliche Zukunftsstaat kennt keine Kanalisation, nicht einmal Fäkalien-Abfuhr mit Dampftrieb. Der Latrinereiniger ist das Schicksal der sozialistischen Gesellschaft, an diesem Problem muß sie zu Grunde gehen. Natürlich arbeitet dieser Mensch nur zwei Stunden, dann wirft er sich in einen eleganten Frack, geht in den gemeinsamen Speiseaal und verpestet die Luft; kein Wunder, daß dem Sohn der Wildnis bei seinem ersten Diner in diesem verrückten Zukunftsstaat übel wird, wo die Latrinereiniger nicht Tag und Nacht in ihrem Beruf und Gestank abgesperrt werden, sondern mit andren Leuten zu Tische sitzen!

Während seines Lebens unter den Wilden waren dem Tolln begreiflicherweise die in Deutschland angenehmen Hosentknoöpfe losger worden. Kaum in dem Zukunftsstaat angelangt, plagt ihn ausgerechnet fünf Minuten nach 4 Uhr ein Knopf vom Hosengurt. Ueber diesen Vorfall brachte er folgenden Bericht zu Papier:

"Wie ärgerlich," rief ich, "kann man nicht hier in der Nähe den Schaden kurieren lassen oder auch selbst Knöpfe, Nadel und Zwirn erhalten?"

"Unmöglich," sagte der Professor. "Sie finden jetzt nach vier Uhr keinen Menschen mehr in der Stadt, der eine Nadel ansetzt, und Knöpfe und Nähzeug giebt es nur im Staatsmagazin."

Was für ein Staat, der nicht einmal auf die Bedürfnisse eines Menschen eingerichtet ist, der unmittelbar aus asiatischer Wildnis kommt, noch dazu mit einer Siamesin, und am ganzen Leibe tätowiert!

Als er noch Besitzer seiner Fabrik war, versuchten seine Direktoren auf alle Weise die "socialdemokratische" Forderung zu umgehen, daß für Arbeiter und Arbeiterinnen getrennte Toilettenräume vorhanden seien. Im Zukunftsstaat findet er diese Trennung wieder aufgehoben, aber, statt daß er sich darüber freut, rumort in seinem zerfallenden Hirn die Erinnerung an seinen einstigen Posten als Vorstandsmittglied des Vereins zur Hebung der Sittlichkeit und er giebt folgende Schilderung:

"Als ich dem Gasthause, einem prachtvollen Gebäude, schon nahe war, schlug die Uhr zwölf. In all' den Läden warfen Arbeiter und Arbeiterinnen sogleich, was sie in Händen hatten, fort, stürzten sich auf die Waschlagelegenheiten, suchten sich vom Schmutz der Arbeit zu befreien und brachten die Kleidung in Ordnung. Ich war erstaunt, wie wenig sie alle hierbei Rücksicht darauf nahmen, daß man sie durch die Fenster sehen konnte. . . All diese Männer und Frauen waren jetzt elegant gekleidet. . . Die Frauen gingen ohne Hüte mit Sonnenschirmen in der Hand, Blumen — es waren selbstverständlich künstliche — in den Haaren, und tief aus-geschnitten, als ob sie zum Valle wollten."

Mit den großen Staatswarenhäusern ist der Kranke gar nicht zufrieden. Sie sind ihm zu voll: "Von Pflanzengruppen und Springbrunnen, wie in den Warenhäusern Europas, war freilich nichts zu sehen. Das wäre in solchem Gedränge auch ein Un Ding gewesen." Die Bedienung ist höchst mangelhaft und ungewdämäßig. Man muß nach ganz kleinen Stoffproben wählen; größere Stücke vorzulegen, ist unzulässig. Warum? Das bleibt ein Geheimnis des Verrückten. Die Anzüge sind so schlecht, daß sie schon nach zweitägigem Gebrauch zerfallen. Außerdem ist alles furchtbar teuer, so daß der Jahresbon von 12 000 M., der jedem zur freien Verfügung gestellt wird, nicht auskömmlichen Unterhalt gewährt; Mordthaten, um in den Besitz von andern Bons zu kommen, sind an der Tagesordnung. Ebenso werden Arbeiter von ihren Kollegen unbedingt meuchlings getödet, wenn sie zu fleißig sind. Man lese das folgende Gespräch, das Arbeitern in den Mund gelegt wird: "Was haben wir davon, daß

ein einzelner das Doppelte schafft wie wir? Die Aufseher verlangen dann nur die gleiche Leistung von uns, und wir müssen arbeiten, daß uns der Schweiß von der Stirne rinnt. Ja, wenn wir einen Vorteil davon hätten! So aber, wo wir wissen, daß ein jeder nur soviel arbeitet, als eben notwendig ist, um nicht als lässig bestraft zu werden, wäre es Wahnsinn. Dieser Stimmig besteht in seiner albernem Gewissenhaftigkeit darauf, seine Kräfte aufs höchste anzuspinnen. Schon dreimal ist er verwirrt worden — vergebens. Er droht sogar, Anzeige davon zu machen. Dem muß vorgebeugt werden.“ Der fleißige Stimmig wird denn auch abgemurkst.

Als Großindustrieller hatte der Bahnsinnige einen Streit erlebt. Der Eindruck war unauslöschlich. Sein verwirrtes Hirn läßt also im Zukunftsstaat einen Streit nach dem andern ausbrechen, die sich gegenseitig an Verriidtheit übertreffen. Damit aber Anlässe zu Auseinandersetzungen gegeben sind, wird der Staat mit völliger Narrheit eingerichtet; während im kapitalistischen Staate die Socialdemokraten einen frühen Ladenschluß durchsetzten, wird in dem socialistischen Staat bis in die Nacht hinein verkauft. Daher denn die Verkäufer und Verkäuferinnen notwendig streiten.

Revolutionäre Schreckensbilder erfüllen die einst von der „Post“ genährte Phantasie des Tollen. Anschaulich wird eine Revolution in Deutschland geschildert: „Alle Besitzenden werden angewiesen, was sie an Geld, Kostbarkeiten und Lebensmitteln ihr eigen nannten, auf den Rathhäusern abzuliefern.“ Als diese Einkieferungen nicht reichlich genug eingingen, stürmen die Arbeiter die Stadt: „Sie betreten die besseren Häuser, und bald hörte man wüsten Geschrei, Schüsse fielen, Weiber kreischten, und schon begannen die Aufriührer den Inhalt der Wohnungen, kostbare Möbel, Stoffe, Wäsche, Kleider, kurz alles, was nicht niets- und nagelfest war, zu den Fenstern hinaus auf die Straße zu werfen.“ Schließlich wurden die Gasometer in die Luft gesprengt. Endlich aber kamen die braven Soldaten, Schnellfeuer und Geschütze legten die Straße entlang, die Empörer wurden rottenweise zu Boden gestreckt und so die geheiligte Ordnung wenigstens in Deutschland hergestellt. Deutschland blieb deshalb das Ideal des Verriidten.

Auf seinen Verken war einmal ein Arbeiter verunglückt. Er blieb lange hilflos liegen. Und als dann nach seinem Tode ein socialdemokratisches Blatt berichtete, daß der Getödete ein Socialdemokrat gewesen, verbot die Verkleitung den Arbeitern bei Strafe der Entlassung, dem Toten das letzte Geleit zu geben. In der Phantasie des Verriidten wird diese Unmenslichkeit zum Grundfag des Zukunftsstaates. Menschenleichen werden einfach sofort nach dem Tode in die Abdeckeri geschafft. Sie werden „verarbeitet wie alle Tierkadaver“. So werden besonders Glacéhandschuhe aus Menschenhaut gefertigt.

Die größte Rolle spielt aber in den Aufzeichnungen des Wahnsinnigen die freie Liebe, wie das nach seinem Vorleben begrifflich genug ist. Es waltet über den Schilderungen eine wahre Colbusphantasie. Die Weiber tragen Tricots wie Trapezkünstlerinnen. Sie werfen sich den Männern frech an den Hals. Weist jemand diese Zärtlichkeiten zurück, so wird er wegen Verleibigung mit Gefängnis bestraft. Die freie Liebe ist das Ein und All des Zukunftsstaates. Der Kranke hatte vordem genug unter der Last seiner christlichen Familie geseufzt. Jetzt rächt er sich dafür, indem er eine Ehe auf Kündigung, von zwei Tagen bis zwei Jahren, gesetzlich festlegt. Hatten ihm früher die Kinder seiner Geliebten viel Vergor bereitet, so hält er sich in seinen Delirien schadlos: die Engelmaderei wird zum Princip erhoben. Die Säuglinge werden gesetzlich von der Mutter getrennt, jene in Staatsanstalten durch elektrische Massenwiegen, Centralsaugmaschinen und automatische Stoffwechselwäscherei „zur Auslese der Stärksten“ dressiert. —

Ich wehre mich gegen den Verdacht, diese Narrheiten selbst erfunden zu haben. Ich entnehme sie wörtlich einer romanhaften Skizze der socialistischen Gesellschaft, die soeben erschienen ist.

Wenn unter Vordellwürten ein Preisausschreiben zur Vernichtung des Zukunftsstaates erlassen würde, auch sie würden sämtlich die freie Liebe als Wesen der socialistischen Gesellschaft empörend malen und die Familie preisen. Und sie hätten auch Grund dazu! —

Joo.

Kleines feuilleton.

o. g. Ein Besuch. Es rührte sich nichts in der Wohnung, selbst auf ihr zweites Klingeln blieb alles still. Sie zog noch einmal die Glocke, leise und besuchsam, als fürchte sie, jemand zu stören; sie fürchtete das auch. O, sie wußte ganz gut, wie weh solch ein schriller Glockenton tranken Nerven thut — und noch dazu unter solchen Umständen. Aber warum niemand kam? Es mußte doch jemand drin sein! Man konnte doch Luise nicht etwa allein liegen lassen mit dem Kinde. Ob die Wärterin etwa eingeschlafen war?

Sie griff zum viertenmal nach der Klingel, aber eben als sie ansetzen wollte, nahen sich drinnen Schritte, müde, langsam schleppende Schritte, die nahe der Wand hinzutappen schienen; dann klirrte der Riegel und ein blaßes Gesicht wurde zwischen Thür und Angel sichtbar:

„Ach je, Mariel“

„Ja, ich wollte doch mal sehen, — aber Luise, Du bist schon auf — Luise?“ Es lag eine Mischung von Staunen und Vorwurf in ihrer Stimme.

„Ja, man muß wohl,“ die andre sagte es müde, „na, komm mir herein — und die schönen Rosen, die Du mir bringst — ich werde sie gleich in Wasser stellen.“

Sie ging dem Besuch voran in ein dürrtiges, halbdunkles Wohnzimmer und wollte ein Glas vom Schrant nehmen. Dabei schienen ihr aber die Kräfte zu versagen, sie mußte sich halten, um nicht zu fallen. Frau Marie sprang rasch zu und drückte sie auf das Sofa nieder: „So, jetzt setze Dich mal gefälligst hin! Das ist ja überhaupt unerhör!; hast einen Jungen von fünf Tagen und läufst hier herum!“

„Na, denkst Du, ich kann mir 'ne Wärterin halten? Soviel verdient 'n Fabriksschlosser nicht.“

„Aber Du mußt doch Einen haben, der nach Dir sieht.“

„Na, ich hab ja die Frieda, die hilft ja schon — und sieht auch nach den Kindern. Sie ist bloß jetzt in der Schule.“

„Als ob 'n zehnjähriges Mädchen 'ne Hilfe wäre für Dich!“ Frau Marie schlug die Hände zusammen: „Und überhaupt jetzt schon aufzustehen! Neun Tage muß man liegen, verstanden?“

„Ja, wenn man's kann.“ Luise sah vor sich hin. „Das ist für reiche Frauen, aber nicht für unsereinen. Da heißt es Du mußt, und was sollte denn hier werden? Die Kinder müssen doch besorgt werden — und der Mann auch — 'n ersten Tag ist er zu Haus geblieben, aber das geht doch nicht weiter — dann verdient er ja nichts — und jetzt ist es schon so schlimm mit 'm Verdienst — und — ach je, Mariechen, und ich liege so elend —,“ sie brach plötzlich in ein nervöses Weinen aus.

„Aber, Luise, das ist ja auch schrecklich!“ Die Freundin legte den Arm um sie. „Das ist zu schrecklich, Luise.“

„Ich bin ja so elend.“ Die blaße Frau schluchzte fort, „immer hab ich Stiche im Rücken und Blut huste ich auch; als soll mir der Körper zerreißen, is mir's grade.“

„Du mußt liegen — selbstverständlich.“

„Aber ich kann doch nicht — und niemand hat man, — und wenn die Frieda auch zugreift, es geht ja doch nicht — und dann parieren ihr die Kleinen nich — und es giebt Panik. — Da, jetzt hör' es. Was ist denn nun bloß schon wieder los?“ Sie schreckte auf und horchte nach der Küche, von der ein wilder Lärm herklang.

Gleich darauf wurde die Thür aufgerissen und zwei blonde Mädchen stürmten heulend herein: „Mama — ich will'n Besperbrot.“ „Mama, der Hans hat meinen Apfel gegessen.“ „Ach, Tante Marie!“ Sie stürzten sich auf den Gast.

„Mama, Mama,“ eine Stubenstimmie krächte von der Küche her dazwischen.

„Ruhel“ rief Luise und hielt sich die Ohren zu. „Kinder, das ist ja zum Verrücktwerden mit Euch. Lotte, Du hast Dein Besperbrot.“

„Aber Mama, ich hab so'n Hunger —“

„— und der Hans hat meinen Apfel, Mama.“

„Meine liebe Mami,“ krächte das Bübchen, das auch herein gekommen und hinterücks auf das Sopha geklettert war, indem es die Mutter mit den Armen umschlang.

„Hans, Lotte, jetzt laßt mich aber bloß in Ruhel“ Luise fuhr auf. „Elli, wirst Du mal vom Wagen weg — Du willst mir wohl 's Kind noch wach machen,“ sie riß das kleinste Mädchel zurück und schob dabei das Bübchen fort, das nun auch ein klägliches Weinen anhub.

Ein feines Kinderstimmchen aus dem Stohwagen antwortete.

„Na ja, ich sage es ja, nun fängt der auch noch an! Wollt Ihr mal machen, daß Ihr raus kommt, — raus!“ Luise war aufgesprungen, ihre Augen sprühten. Sie riß das Kleine aus den Klaffen und wiegte es in den Armen; dann brach sie von neuem in Weinen aus und sank wieder auf dem Sofa zusammen.

Die Kleinen starrten sie einen Moment hilflos und erschrocken an, dann schlüchen sie betreten davon.

Luise schluchzte. Frau Marie schwieg. Erst nach einer Weile sagte sie wie aus einem unausgesprochenen Gedankengang heraus: „Und wo Du so viel Ruhe brauchst!“

„Jatwohl, Ruhel“ Die andre lachte höhnvoll. „Das ist was für reiche Leute, aber nicht für unsereinen, wo der Mann schon knapp 's Geld zum Leben bringt; da heißt es: raus! Aber sieh mal, das ist der Junge.“ In all ihrem Elend hatte sie an das Kind noch gar nicht gedacht, jetzt glitt indessen doch ein Leuchten über ihre Züge; sie hielt der Freundin das winzige Bündel hin.

„Ja, der Junge — na eben — die Hauptperson vergessen wir ganz.“ Frau Marie versuchte einen Scherz; der Scherz erstarb ihr aber auf den Lippen: „Se, wie klein er ist.“

„Klein?“ Die Frau lachte wieder. „Bovon soll's 'n groß sein? Von der guten Pflege, die ich hatte, was? Manchmal drei Tage hintereinander nur Kaffee — und dabei noch an der Nähmaschine, haste was kannste für's Brot, und geschneert und gewaschen — für'n Mann und vier Kinder — jatwohl, da bringt man die Kinder groß und gesund zur Welt, — nee, wenn Du schöne Kinder sehen willst, dann geh nur zu den reichen Leuten; für uns sind so 'ne Elendshausen wie das hier.“ Ein unsagbarer Hohn zitterte in ihrer Stimme.

„Na, er wird schon noch groß werden; nun sei doch nur nicht so verzweifelt, Luise!“ Frau Marie streichelte ihre Hand.

Aber die Frau begriff den Trost nicht. Sie saß stumm und preßte ihr armelloses Kind an die Brust, und ihre großen, eingesunkenen Augen sahen mit einem starren Blick in's Leere. —

en. Die drahtlose Korrespondenz. Was aus der drahtlosen Telegraphie in der Praxis noch werden mag, kann niemand sagen. Sie hat schon jetzt unbestreitbare Erfolge aufzuweisen, zeigt sich aber auch als ein echtes enfant terrible. Als solches hat sie sich so recht im ostasiatischen Kriege bewährt. Eine große englische Zeitung hatte sich ein eigenes Schiff beschafft und für drahtlose Telegraphie eingerichtet, um Depeschen aus möglichst großer Nähe vom Kriegsschauplatz zu erhalten. Das ging so lange, wie es eben ging. Die Japaner nämlich entfernten das unliebbare Fahrzeug bald aus der allzu nahen Nachbarschaft und ließen den Engländern zunächst nichts anderes übrig, als nach einem internationalen Geßes für die Anwendung der drahtlosen Telegraphie zu schreiben, was sie mittlerweile reichlich besorgt haben. Bis dahin hatte das Schiff freilich schon Gelegenheit zu allerhand merkwürdigen Erfahrungen gehabt. Benutzt wurde das System De Forest, weil es die Uebertragung von 20—30 Worten in der Minute gestattet und von andern Systemen, die etwa in der Umgebung in Betrieb gesetzt werden, nicht gestört wird. Die Landstation befand sich in Weihaiwei, dem englischen Nachhafen auf der Halbinsel Schantung, wo ein Mast von 50 Meter Höhe zur Aufnahme der Depeschen errichtet war. Auf diese Weise wurde eine Verbindung auf mehr als 200 Seemeilen ermöglicht. Ein langes Teleqramm hatte 155 Meilen zu durchlaufen, davon 30 über Gebirge von 1—500 Meter Höhe, und doch waren alle Zeichen gut verständlich. Das Merkwürdige aber war, daß diese Station auch japanische und russische Depeschen auffing, sie auch nach den verschiedenen Systemen von einander unterscheiden konnte. Es war sogar möglich, den Abstand des Depeschenschiffs von den Fahrzeugen der kriegsführenden Flotten ohne weiteres abzuschätzen. Auch auf das Auslaufen der russischen Schiffe konnten nach den eingehenden telegraphischen Zeichen bestimmte Schlüsse gezogen werden. —

Geschichtliches.

— Für die Geschichte der Besiedelung Dithmarschens ergibt sich nach den Ausführungen Reimer Hansens (Zeitschr. d. Ges. f. schlesw.-holst. Gesch., Bd. 33, 1904), daß die Gegend eine uralte Besiedelung trägt; einige Ortsnamen, welche sich einer Deutung entziehen, scheinen in sehr alte Zeit zurückzugehen. Von den zusammengefaßten Ortsnamen sind die ältesten die auf „stedt“; sie zeigen in den vorgelegten Personennamen Verwandtschaft mit den „stedt“ in Dänemark und sind älter als die Einwanderung der Nordgermanen in die cimbrische Halbinsel. Alt sind auch die Orte auf „ing“. Die „büttel“ sind jünger; sie sind angelegt, als die Marsch schon teilweise besiedelt war, aber schwerlich später als zur Zeit Karls des Großen. Die Marsch hat mindestens am Anfang der christlichen Zeitrechnung Ansiedelungen gehabt; zu den ältesten gehören Fahrstedt, Marne, Büsem, Wöhren, Wesselburen, Schülps, Strübel; dann folgen einige auf „wurth“ und diesen die „büttel“. Noch jünger sind auf der Gegend die „rade“, „wohlde“ und „holt“, in der Marsch die „husen“, manche „wurth“ und die „wisch“. Die Geschlechter, soweit sie Marschorte gründeten, geben wohl noch in die Zeit vor der Christianisierung zurück. Der Ackerbau ist in der Marsch sehr alt; die großen Eindeichungen in Süder- und Norderdithmarschen sind nicht später als etwa um 1000 anzusetzen. Untersuchungen hält Verfasser zunächst für notwendig über die Sentungen in der Niederung zwischen Tiedensee und der Gegend, die alte Steinstraße daselbst, über den Aufbau der Wurthen, die sich vielleicht in alte und neue sondern lassen. Wichtig wäre das Auffinden etwaiger Urnen. Zur Beurteilung der Frage, ob die Dithmarschen Friesen oder Sachsen sind, kommt in Betracht, daß die Ortsnamen auf „büttel“, „boostel“, „bon“, „fleet“, „hø“, „hop“, „stede“, „noorth“ in England ebenso wie in Dithmarschen vorkommen. Wir müssen diese Siedelungen Dithmarschens sicher vor den Vorstoß der Friesen nach Osten legen, und, was sonst als abweichend von dem streng Niederländischen im Hausbau usw. erscheint, als Rest aus älterer Zeit ansehen. Wie im Lande Wursten vor der friesischen Bevölkerung eine ältere vorhanden war, die unter Karl dem Großen stark dezimiert war, so wurde auch die dithmarsische Marsch in alter Zeit besiedelt, aber die Bevölkerung ist nicht verdrängt, sondern höchstens mit kleinen Bruchteilen Friesen vermischt. — („Globus.“)

Gesundheitspflege.

— Tägliche Nasenspülung. Im letzten Heft der „Blätter für Volksgesundheitspflege“ (H. Oldenburg, München und Berlin) steht zu lesen: Unser Kulturleben nötigt uns zu mancherlei Maßnahmen der Körperpflege, welche in früheren einfacheren Zeiten überflüssig waren, und mehr und mehr dürfte es wohl notwendig werden, auch die Nase täglich auszuspülen und sie so von dem Schmutz zu reinigen, mit dem vor allem die Stadtluft reichlich erfüllt ist. Unsere Nase ist gewissermaßen ein Luftfilter. Die Nuß- und Staubteilchen der eingatmeten Luft werden in ihren mit reichlicher Oberfläche versehenen Muscheln zurückgehalten, und rein tritt die in der Nase außerdem genügend vorgewärmte Luft in die Lungen. Wenn nun auch durch das Schmeuzen der Nase ein Teil dieses Schmutzes wieder entfernt wird, so geschieht das doch nicht vollständig, und es empfiehlt sich daher, jeden Morgen, wie man Mund und Zähne reinigt, auch die Nase mit warmem Wasser auszuspülen. Freilich muß dabei eine gewisse Vorsicht beobachtet werden. In den Nasenzachtraum münden beiderseits die Ohrtrompeten, und wer die Nasenspülung mit offenem Munde heftig und ruckweise ausführt,

läuft Gefahr, daß Wasser in die Ohrtrompeten kommt, dadurch ins Ohr und hier Entzündungen veranlaßt. Das Aufziehen des Wassers in die Nase soll daher stets langsam, tief und mit geschlossenem Munde geschehen, damit das Öffnen der Ohrtrompeten vermieden wird. Wer diese Vorsichtsmahregeln beobachtet, wird durch regelmäßige Nasenspülung sehr wesentlich dazu beitragen, seine Nasenschleimhaut gesund zu erhalten und so wiederum wohlthätig die Lunge beeinflussen, weil dann die Nase um so befähigter bleibt für die ihr gestellte wichtige Aufgabe, nämlich, die Einatemungsluft zu reinigen und zu erwärmen. Aber noch einen andern Vorteil bringen derartige Nasenspülungen. Beim Gurgeln ist es nicht möglich, zur Genüge die hintern und seitlichen Teile des Rachens zu bespülen. Dieser Mangel kann nun bei einiger Uebung von der Nase her ausgeglichen werden, indem es sehr leicht gelingt, die Spülflüssigkeit durch die Nase bis in den Mund zu bringen. Eine solche Fähigkeit ist vor allem bei Kindern sehr wertvoll, weil sie dadurch in die Lage versetzt werden, bei Rachen-Erkrankungen eventuell auch von der Nase her ohne Mühe die medikamentöse Flüssigkeit an die erkrankten Rachenteile zu bringen, und wie verständige Eltern sich bemühen, rechtzeitig ihre Kinder gurgeln zu lehren, so sollten sie auch mit Vorsicht bestrebt sein, sie zu richtigen und wirkungsvollen Nasenspülungen anzuhalten. —

Humoristisches.

— In Compagnie. „... Wie verrechnen Sie nun mit Ihrem Compagnon?“

„O, sehr einfach! Wenn wir zum Beispiel für hundert Mark verkauft haben, kriegt jeder fünfzig!“

„Und das Geld zum Einkauf der Ware?“

„Das bleiben wir gemeinsam — schuldig!“ —

— Schlechtes Geschäft. Sie: „Der letzte Konkurs hat uns nicht viel eingebracht!“

Er (seufzend): „Eingebracht! .. Noch so e' Konkurs — dann sind mer pleitel!“ —

— Im Heiratsbureau. „... Sagen Sie mir, wie ist denn eigentlich das Mädchen, das Sie mir da anempfehlen?“

„O! Die hat ein Schandgeb, is fürchterli' brav, schreckli' g'scheit, unbändi' gut und arg schö!“ —

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Für ein Violoncell, ein sehr schön erhaltenes Nicolas Amati, das der Dresdener Kammermusiker Friedrich Grünmacher hinterlassen hatte, wurde ein Preis von 26 000 M. bezahlt. —

— Staatsankäufe in der Berliner Kunstausstellung. In der Großen Berliner Kunstausstellung sind folgende Werke vom preussischen Staat angekauft worden: Konstantin Stark: Quelle (Marmorfigur); Walter Lohach: Theodor (Plastik); Ernst Freese: Professor Draufewetter (Plastik); Kommsen (Bildnisstatuette); Hugo Kaufmann: St. Georg (Skulptur); Frenzel: Stier im Wasser (Oelgemälde). —

— Wind hat Untersuchungen über die Herkunft des Petroleums der Quellen von Kuban (Nordwestkaukasus) angestellt und ist zu dem Ergebnisse gelangt, daß das dortige Petroleum nicht bloß aus den oberen, jüngeren, sondern auch aus den tieferen, älteren, tertiären Schichten stammt. Die letzteren sind schwärzliche Tone und enthalten ungeheure Mengen von Fischresten. —

— Eine neue großartige Tropfsteingrotte wurde im Stolper Höhengebiete (Mähren) in der Nähe der Gemeinde Ostrow entdeckt. —

c. Die Gesamtzahl der Juden auf der Erde wird in einer Statistik, die das soeben veröffentlichte „Jewish Year-book“ für 1904/5 aufstellt, auf 11 017 721 berechnet. Auf die einzelnen Erdteile verteilen sie sich wie folgt: Europa 8 747 971; Asien 342 410; Afrika 354 500; Amerika 1 556 000; Australien 16 840. —

— Ueber das brasilianische Carnaubawachs bringt der „Tropenpflanzer“ nach dem Amsterdamer „Pharmaceutischen Weckblatt“ einige interessante Mitteilungen. In den Provinzen Ceara und Parahyba werden die Blätter der das Wachs liefernden Palmen 2 bis 3 Tage an der Sonne getrocknet, bis das Wachs von ihrer Oberfläche leicht abgetrennt werden kann. Das so erhaltene Pulver wird in einen Kessel mit kochendem Wasser geschüttet, wo das Wachs sich auf der Oberfläche zusammenzieht, alsdann abgeschöpft und abgekühlt werden kann. In diesem Zustande bildet es eine gelbliche oder blaßgrüne Masse. 2000 bis 2500 Blätter sind notwendig, um 15 Kilogramm Wachs zu erzeugen. Die jährliche Ausfuhr beziffert sich auf etwa 1000 Tonnen. Das Wachs wird gewöhnlich in Kisten von 90 Kilogramm verpackt und meist nach Hamburg verschifft. Das Produkt, welches bei 84 Grad schmilzt und ein spezifisches Gewicht von 0,995 hat, wird viel bei der Herstellung von Kirchenlichtern und der Fabrikation von Platten für die Grammophone und Phonographen verwendet. Ebenso wird es bei der Fabrikation von Siegellack, von farbigem Wachs Papier, Wachsstoffen und sogenannten „schwedischen“ Streichhölzern gebraucht. —